

Nur zum persönlichen Gebrauch

Kopien und Veröffentlichungen nur in Absprache mit
Jürgmeier – Letzacherstr. 12 – 8117 Fällanden
Fon: 043 355 51 41 - Mail: juergmeier@wort.ch
Homepage: www.wort.ch

Wegweiser: Vortragsreihe „Frau – Mann – Gegensatz oder Ergänzung?“, 18. Oktober 2004:

Die Unfähigkeit zur Trauer, Gewalt macht Männer oder Die Angst vor der Gleichheit

Von Jürgmeier

Es waren einmal, und das war nicht das wirkliche Leben, ein Vater, vier Söhne, eine Prinzessin, die berühmte Höhle des Löwen, und das gibt doch – auch wenn's in keiner der bekannten Sammlungen von Grimm und Andersen zu finden ist -, das gibt doch schon ein ganz veritables Märchen.

Der Erste, vom König gewarnt – „Da ist noch keiner zurückgekommen, lebend.“ – rannte, was gisch, was häsch, davon, hatte Angst, gab Fersengeld, stiess gegen ein Apfelbäumchen, erkannte sein Tun, verkroch sich im Boden und starb den Erstickungstod. „Ehrenhaft“, schnitzte der Schreiner, auftragsgemäss, ins Holz.

Der Zweite, der überlegte – Schau vorwärts, und nicht hinter dich -, der zauderte nicht lange und packte – Taten statt Worte – sein Schwert, eilte mit entschlossenem, jagte mit schnellem Schritt ins Dunkel und ward nie mehr gesehen; der Löwe trottete Blut schnaubend ins Licht, und der Metz spitzte es in Stein: „Er starb wie ein Mann.“

Der Dritte, der schnappte sich, listig, ein Lämmchen, drückte ihm, kräftig, die Kehle ein und schlich sich, den warmen Kadaver hinter sich her schleifend, in die Grotte, aus der alsbald das Echo von Löwengebrüll und Menschenschrei kugelte. Heraus wankte, blutüberströmt und hinkend, einen leblosen Körper hinter sich her schleppend – der Dritte, und verlangte vom König den Lohn, den verdienten. Der führte ihn zu der Prinzessin Gemach, doch die Türe, sie war verschlossen, und als nach langem, nach väterlichem Pochen der Schlüssel den Riegel endlich ins Holz zurück zwang, stand im Spalt die Tochter, nur hastig bedeckt, schaute den Dritten an, schaute mit prüfendem Blick, „Was will?“, wollte sie wissen, „dieser unappetitliche Kerl vor meiner Tür?“ und sprühte dem Vater Funken ins Auge. „Das ist“, stammelte der, „der, dem du versprochen.“ Da drückte die Prinzessin das königliche Haupt an ihren blutigen Nabel und flüsterte: „Aber Väterchen, das war einmal.“ Dem Helden wurde es heiss. „Da ist doch schon dieser andere, dieser megacoole Typ“, hörte er die Tochter raunen und sah des Vaters entschuldigendes Achselgezucke, brüllte „Was soll das bedeuten?“ in majestätische Ohnmacht und schlug sich mit schwarz gefrorener Faust den Weg zum versprochenen Platz an der Seite frei.

Doch da lag schon der Vierte, grinste unversehrt, lächelte unverschämt, lächelte dem Sieger ins Gesicht, dass der sich, von Igeln umstellt, im falschen Märchen wähnte und, fassungslos, mit anhörte, dass der Bruder, aus Angst vor dem Löwen, direkt in die Arme der Prinzessin geflüchtet und ihr, getröstet, mit feiner Hand seine Dankbarkeit bewiesen. „Und so einem Feigling willst du Tochter und Königreich geben!“, schrie der Dritte, betrogen um des Märchens gebührenden Ausgang. „Nein“, sprach der König, „ein Feigling ist der nicht, der dem König widerspricht.“ Das war sein letztes Wort, es wurde Hochzeit gefeiert, und der Vierte lebte mit der Prinzessin glücklich und vergnügt bis an sein seliges Ende.

Und das kam, bevor zum ersten Mal ein böses Wort zwischen den beiden fiel, denn der Dritte hatte den Liebenden einen gewaltigen Empfang bereitet, und so kam es, dass in den richtigen Märchen die Väter immer nur drei Söhne haben.

[Lob der Feigheit, aus: Jürgmeier: Der Mann, dem die Welt zu gross wurde]

Viele aber träumen vom Vierten, der vom Mann zum Menschen geworden ist. Nur, in der wirklichen Welt sind Männer keine Menschen. Frauen auch nicht. Das heisst, die Verhältnisse sind unübersichtlich geworden. Ist die Befreiung vom Geschlechterkorsett schon hinter oder erst vor uns? Wurde die Utopie der Gleichheit über Bord geworfen, bevor sie in Ansätzen verwirklicht war?

„Konzept Mann“, „Konzept Frau“, Beruf oder Familie – tempi passati! Erklären mir die Studierenden einer Fachhochschule an einer Tagung mit dem Titel „Frauentag. Männertag. Gendertag.“. Gesellschaftliche Strukturen, Geschlechternormen – bedeutungslos! Alles nur eine Frage individueller Übereinkünfte. Anything goes. Sind Adam und Eva ins Paradies zurückgekehrt? Oder haben die jungen Leute noch nicht einmal die gesellschaftlich hervorgebrachten Ungleichheiten erkannt? Am gleichen Abend beobachte beim Bahnhof Zürich-Stadelhofen ein junges Pärchen. Sie möchte offensichtlich anderswohin als der Mann. Der beendet den kurzen Disput, indem er die Frau entschlossen ergreift, aufhebt und die Treppe hinunterträgt, während sie, keinen Boden mehr unter den Füßen, kreischend und kichernd zurückblickt. Aber ich lasse mich nicht zum alternden Trottel von der traurigen Gestalt machen.

„Wir sind doch alle nur Menschen.“ Immer wieder fällt dieser Satz, wenn sich Gräben auftun und Konflikte drohen – zwischen Arm und Reich, Schwarz und Weiss, Frau und Mann. Aber der Satz ist Sehnsucht, nicht Realität. Dass der Mensch dem Menschen ein Mensch sei, ist, bis heute, Vision geblieben. In Wirklichkeit sind wir nach wie vor in soziale, politische, ökonomische, kulturelle, Alters- und Geschlechterstrukturen eingebunden und durch diese voneinander getrennt.

Schon Shakespeare's Julia, aus dem Geschlecht der Capulet stammend und „getrieben, den ärgsten Feind aufs zärtlichste zu lieben“, sehnt sich nach dem blossen Romeo:

„Dein Nam' ist nur mein Feind. Du bliebst du selbst,
und wärst du auch kein Montague. Was ist
denn Montague? Es ist nicht Hand, nicht Fuss,
nicht Arm, noch Antlitz noch ein andrer Teil,
der Menschen zugehört...
O Romeo, leg deinen Namen ab
und für den Namen, der dein Selbst nicht ist,
nimm meines ganz!“

Und der Auserwählte versteht die Botschaft:

„Nenn Liebster mich, so bin ich neu getauft
und will hinfort nicht Romeo mehr sein.“

Trotz allem, wir wissen und beklagen es, gibt es kein Happyend:

„Niemals gab es ein so herbes Los
als Julias und ihres Romeos.“

Das sich tausend-, ja, millionenfach wiederholt. Bis auf den heutigen Tag.

Die verlockende Utopie der Dekonstruktion, wie es Soziologinnen und Soziologen nennen würden, der Sprung ins Allgemeinmenschliche macht „den Mann“, ganz offensichtlich, Angst. Angst vor dem Verlust der Polarität der Geschlechter, weil damit die erotische Spannung zerstört werde, heisst es, aber eigentlich verbirgt sich hinter der Angst vor der so genannten „Gleichmacherei“ die alte Angst vor der Homosexualität, der Auslöschung des Männlichen, letztlich sogar die Angst vor dem Tod – denn, wenn schon das Individuum sterblich ist, soll es wenigstens das Kollektiv, „der Mann“, nicht sein. Der Film „Boys don't cry“ erzählt die wahre Geschichte einer jungen Frau, die sich als Mann zurechtmacht, sich in eine andere Frau verliebt, die an dieser Liebe auch dann festhält, als die biologische Wahrheit ans Licht kommt. Diese Infragestellung männlicher und weiblicher Identitäten durch das junge Paar jenseits des Geschlechts löst in der patriarchalen Umgebung Angst und Wut aus – mit tödlichen Konsequenzen.

In der März-Ausgabe 2003 der Zeitschrift „ELLE“ findet sich dieser Alptraum für ihn und, offensichtlich, auch pour ELLE. Als Ermahnung, „den Mann“ nie derart auf den Hund kommen zu lassen, dass er wie dieser ganzseitige, weisse, kuschelweiche, biege- und anschmiegsame Plüschpenis nur dank Hundeleine und Ledergstättli zum Stehen gebracht werden kann. Natürlich gibt's in der „ELLE“ nicht nur Plüsch, sondern auch Stoff, an Damen, vereinzelt auch an Herren, und, sogar, Worte. Sätze, die männliche Urängste vor dem Absturz ins Weibliche mobilisieren.

„Sie sind sensibel. Gefühlvoll. Frauenverstehen und Windelwechsler. Nur eins sind sie nicht mehr: männlich.“

Schreibt Kuno Nensel. Und der muss es wissen. Er hat „eine Freundin“ gefragt, ob „echte Männer denn wirklich so rar“ seien. „Klar“, soll die zur Antwort gegeben haben,

„die ganz jungen geben sich androgyn, dass du der Optik nach nicht mehr zwischen schwul und hetero unterscheiden kannst. Und die zwischen 25 und 35 sind meist nur nett.“

Und das, so Kuno Nensel betrübt, ist nicht nur der SVP Anlass für Häme, denn:

„Nett ist auch nicht sexy... Frauen wollen ‚balls‘. Die sind zwar noch dran, bei den meisten. Aber irgendwie verkümmert.“

„Die Männer“ hätten es sich „zu bequem gemacht“, hätten „ihre alte Identität (gezwungenermassen) aufgegeben“ und spielten jetzt eine neue Rolle: „die Frau mit Schwanz.“ Da ist er wieder, der alte Schrecken der Gleichheit. Die Angst, am Ende wisse keine und keiner mehr, was Männlein, was Weiblein ist.

Angst vor der Gleichheit, das ist auch Angst vor dem Verlust der Zugehörigkeit, der Vertrautheit. Und an die klammern wir uns wie der Vogel, der den geöffneten Käfig nicht verlässt, weil ihm die vergitterten fünfzig Zentimeter vertrauter sind als der weite Himmel. Der Wunsch nach Geborgenheit gebiert u.a. die Geschlechterrolle, die dem Individuum, „dem Mann“ (und „der Frau“), Sicherheit, Verhaltenssicherheit gibt. Als „Mann“ weiss ich, wie ich mich verhalten muss. Ein Korsett beengt nicht nur, es gibt auch Halt. Hinter der Angst vor der Dekonstruktion der Geschlechter verbergen sich jene Ängste, die schon die klassischen Männlichkeiten (und Weiblichkeiten) hervorgebracht haben. Das heisst, die Angst vor „der Frau“, der Sexualität, dem Tod, der Unberechenbarkeit, dem Ausgeliefertsein und der Ohnmacht. Gegen diese Ängste wurde und wird „der Mann“ erst konstituiert. Allen Männlichkeitskonzepten zugrunde liegt die Urformel „Mann sein heisst, nicht Frau sein“.

Das „Konzept Mann“ ist der Versuch, alles unter Kontrolle zu bekommen. Deshalb wird das Unkontrollierbare, besonders Sexualität und Tod, aus der männlichen Existenz verdrängt und auf „die Frau“ projiziert, die damit zum „Feindbild Frau“ mutiert.

„Die Frau als Gegenbild und Differenz zum Mann zu postulieren und sie mit Verlust oder Tod in Verbindung zu bringen, heisst, den Mann rhetorisch zur Nicht-Frau, zum fehlenden Verlust oder Tod zu machen.“

Schreibt die Zürcher Anglistikprofessorin Elisabeth Bronfen in ihrem Buch „Nur über ihre Leiche“. Im Klartext: Der Mann wird als unsterblicher Täter zum Mann. Die Frau als sterbliches Opfer zur Frau.

Dass in vielen künstlerischen Darstellungen „der Tod“ als männliche Figur auftritt, übrigens, ist kein Widerspruch. Im Gegenteil: „Der Tod“ erleidet ja den Tod nicht selbst, sondern er bringt den Tod und wird damit zum Beherrscher von Leben und Tod. Das heisst, Gewalt ist im „Konzept Mann“ ein, wenn nicht sogar der zentrale Versuch, die Unberechenbarkeiten des Lebens unter Kontrolle zu bekommen.

Wenn ich im Folgenden von Gewalt spreche, beschränke ich mich auf physische Gewalt, das heisst, auf jene Gewalt, die bei anderen körperliche Schmerzen, allenfalls sogar Verletzung und Tod hervorruft. Es ist zu vermuten, dass physische Gewalt sowohl Reaktion auf andere Formen der Gewalt als auch Fortsetzung struktureller beziehungsweise psychischer Gewalt mit anderen Mitteln ist. Männer, die das Konzept der hegemonialen Männlichkeit mangels gesellschaftlichen Einflusses beziehungsweise struktureller Macht nicht einzulösen vermögen, versuchen, diesen Mangel auch schon mal mit dem Griff zum Zauberstab der Gewalt auszugleichen. Wobei auch die im öffentlichen Bereich Mächtigen nicht vor dem Ausgeliefertsein im Privaten gefeit sind, und gerade da versuchen Männer immer mal wieder, Kontrolle mit Faust, Messer oder Pistole herzustellen. Dass diesen physischen Wutausbrüchen oder –einbrüchen so genannt psychische Gewalt vorausgehe, mag zuweilen stimmen; eine Rechtfertigung für blaue Augen oder gebrochene Rippen allerdings ist es so und so nicht, zumal Prügel und verbale Demütigungen nicht selten aus derselben Küche kommen.

Gewalt, gegen andere, aber auch gegen sich selbst, Gewalt ist letztlich immer der Versuch, Ohnmacht und Unsicherheit, Angst und Ausgeliefertsein zu überwinden oder zu beenden, um Stärke und Sicherheit, Kontrolle und Herrschaft oder wenigstens endgültig Ruhe herzustellen. Das gilt für die Mutter und den Vater - die die Begrenztheit ihres Einflusses auf das Kind, selbst das einjährige, nicht ertragen und zuschlagen – ebenso wie für den Mann, der sich, aus Angst vor der Launenhaftigkeit der Liebe, mit Gewalt holt, was ihm nicht zufällt, oder, bei drohendem Liebesverlust, Rivale, Frau, Kinder und womöglich auch sich selbst umbringt. Gilt für den Schüler, der sich mit Blei und Sprengstoff an Lehrpersonen, Mitschülerinnen und –schülern rächt, für die durch Gott und die Welt erlittenen Demütigungen und die bevorstehenden Aussichtslosigkeiten in einer Gesellschaft, die nur noch die Überdurchschnittlichen brauchen kann. Gilt für den Spitzenpolitiker, der sich, den drohenden Karrierebruch oder gerichtliche Klagen vor Augen, in den Tod stürzt. Die subjektiv als Hilflosigkeit oder Bedrohung empfundene Begrenztheit menschlichen Einflusses bewirkt bei den Gewalt Ausübenden das Gefühl, sie würden immer nur zurückschlagen. Selbst Staaten kennen ja durchwegs nur Verteidigungs-, niemals aber Angriffsministerien. Der deutsche Sozialwissenschaftler Detlef Pech bestätigt in seinem Buch „'Neue Männer' und Gewalt“, was ich bereits skizziert habe – dass „das subjektive Gefühl des Kontrollverlustes und die Nutzung des Mittels Gewalt oft in einem Zusammenhang“ stehen.

Es gehört zu den schmerzlichsten und kränkendsten Lebenserfahrungen, dass wir immer wieder mit unseren Grenzen konfrontiert werden. Zur Kenntnis nehmen müssen, dass unser Einfluss im Privaten und Öffentlichen beschränkt ist. Dass wir die Liebe anderer Menschen nicht „herstellen“ können. Dass wir kaum etwas gegen das Elend und die Gewalt in der Welt zu tun vermögen, nur wenig gegen unsere und die Not unserer Liebsten. In dieser Beschränktheit wächst der geheime Wunsch, zaubern zu können. Grenzen zu überschreiten. Macht über die Wirklichkeit, letztlich sogar über Leben und Tod zu gewinnen, vor nichts und niemandem mehr Angst haben zu müssen. Und der Zauberstab der Gewalt scheint demjenigen, der ihn hat, Macht über die Welt zu verleihen. Die Berührung der Welt mit diesem Stab verwandelt sie in „meine“ Welt.

„Betrachten wir die Bedeutung der Gewalt in Märchen oder Mythologien, so sehen wir, dass Gewalt oft Hand in Hand mit Kreativität geht“,

hält Allan Guggenbühl in seinem Buch „Männer – Mythen – Mächte“ fest und fährt fort:

„Durch Gewalt wird etwas Neues in die Welt gesetzt, eine Wandlung wird eingeleitet, oder Altes, Lästiges und Überholtes zerstört... Durch Gewalt wird eine neue Entwicklung vorangetrieben, eine neue Gesinnung oder ein anderes Bewusstsein etabliert... Gewalt wird gesucht in der Hoffnung auf Wandel...“

Oder aber auch aus Angst vor der Veränderung. In ihrem Beitrag „Weibliche Jugendgewalt: ‚doing gender‘?“ im Sammelband „Devianz und andere gesellschaftliche Probleme“ weisen Marek Fuchs und Jens Luedtke darauf hin, Gewalttätigkeit beziehungsweise Gewaltakzeptanz sei bei Modernisierungsverliererinnen, das sind Mädchen mit ungünstigen Zukunftsperspektiven, deutlich grösser. Und das dürfte auch für ihre männlichen Kollegen gelten. Das heisst, Gewalt kann auch die verzweifelte Reaktion des Körpers gegen „Strukturbereinigungen“, das ist strukturelle Gewalt, sein. Vor allem aber schiebt der Zauberstab der Gewalt Angst, Zweifel und Trauer beiseite. Wer Gewalt anwendet, kann zaubern, und wer zaubert, hat alles im Griff.

Solche Magie kommt ganz offensichtlich dem „Konzept Mann“ entgegen. Denn: Was dieses mehr bedroht als alles andere, ausgenommen, der Tod, ist die Angst. Sie, nicht die reale Gefahr, wird als Bedrohung von Männlichkeit wahrgenommen und deshalb verdrängt.

„Ich habe keine Angst, weil ich stärker bin. Das nenne ich Mann.“

Formuliert es der ehemalige Ausbilder einer Anti-Terror-Einheit.

Die Entstehung individueller oder kollektiver Gewalt ist das Resultat komplexer sozio-ökonomischer und psychosozialer Verkettungen, die nicht auf einen einzelnen Faktor reduziert werden dürfen. Aber Gewalt ist „männlich“, das heisst, sie wird in kulturellen Mythen und gesellschaftlich hervorgebrachten Geschlechterzuschreibungen von einem „Mann“ erwartet. Gewalt (oder zumindest ihre Gebärde) macht Männer. Damit ist erstens nicht unterstellt, dass alle real existierenden Männer auch tatsächlich gewalttätig werden. Damit soll, zweitens, nicht unterschlagen werden, dass auch Frauen Gewalt anwenden – vor allem auch gegen Kinder. Aber niemals macht Gewalt eine Frau zur „Frau“. Die weitaus heftigeren Reaktionen der deutschen Öffentlichkeit auf die Frauen in der so genannten „Baader-Meinhof-Bande“ machen deutlich, dass „die Frau“ mit der Anwendung von Gewalt nicht nur gegen den täglich durchbrochenen Gewaltverzicht verstösst, sondern, vor allem, auch gegen das „Konzept Frau“.

Zu oft aber wird, auch heute noch, in der Debatte über Gewalt (oder Raser) der Faktor Geschlecht verschleiert, obwohl er, statistisch gesehen, der zentralste ist. Da ist gerne die Rede von „Jugendgewalt“, „Ausländergewalt“, Gewalt der „Ungebildeten“. Aber:

„Spitzenreiter der Liste aussagekräftiger sozio-demographischer Kriterien für die Auffälligkeit für Gewaltbefürwortungen und –handeln ist eindeutig das Kriterium der Geschlechtszugehörigkeit.“

Hält Kurt Möller in seinem Buch „Nur Macher und Machos“ fest. Das heisst, wenn von „den Jugendlichen“, „den Bildungsschwachen“, „den Serben“, den „Kosovo-Albanern“ oder „den Afrikanern“ die Rede ist, sind im Allgemeinen Serbinnen, Kosovo-Albanerinnen, Afrikanerinnen, junge beziehungsweise bildungsschwache Frauen nicht mitgemeint, obwohl heutzutage viele nicht müde werden zu betonen, wenn sie Professoren und Manager, Schriftsteller und Ärzte schreiben, seien selbstverständlich auch Professorinnen, Managerinnen, Schriftstellerinnen und Ärztinnen mitgemeint.

Der undifferenzierte Sprachgebrauch führt zur Verallgemeinerung und damit zur Verschleierung männlicher Gewalt. Darauf weist auch Claudia Töngi in ihrer Untersuchung „Um Leib und Leben“ über „Gewalt, Konflikt, Geschlecht im Uri des 19. Jahrhunderts“ hin, wenn sie schreibt:

„Die Feststellung, dass unabhängig vom historischen Kontext die überwiegende Mehrheit der Gewalttaten von Männern verübt wird und dass auch – mit Ausnahme der häuslichen und sexuellen Gewalt – Männer die Mehrheit der Gewaltopfer stellen, hatte indirekt zur Folge, dass die Kategorie Geschlecht nur auf Frauen, nicht aber auf Männer angewendet wurde. Männergewalt erscheint dadurch als allgemeine Gewalt, die nicht auf ihren Gender-Aspekt hin befragt werden muss.“

Das „Allmacht Konzept Mann“, das heisst, nie hilflos zu sein, jederzeit „seinen Mann stehen“ zu können, im Bett, am Schreibtisch und auf dem Schlachtfeld, nie passiv, nie hinnehmend zu sein, der Zwang, immer handeln zu können, enthält einen Zwang zur Gewalt. Alexander der Grosse wurde gross dank der Breite der Blutspur, die er hinterliess. Von männermythologischer Bedeutung ist die über Jahrhunderte erhaltene Wirkung des 334 vor Christus in Gordion durchschlagenen Knotens. Die Faszination der scheinbar einfachen Lösung des Problems – den als unlösbar geltenden Gordischen Knoten auseinanderzubekommen – unterschlägt, dass das Problem mit diesem Schwertschlag alles andere als gelöst ist. Der Riemen, mit dem ein Joch an der Deichsel eines Streitwagens befestigt war, ist hinterher nicht mehr brauchbar. Stellen Sie sich einen Bergsteiger vor, der sich bei gefrorenem Knoten im Sicherheitsseil, zum Beispiel im so genannten „Göttergang“ in der Eigernordwand, der „Alexander-technik“ bedient. Der Zwang zu handeln, verführte Alexander den Grossen zu einer „Lösung“, mit der er das, was er eigentlich entwirren wollte, zerstörte. Ein Lösungsmuster, das patriarchale Kultur prägt. Die Nationalsozialisten bezeichneten selbst den Massenmord noch als „Endlösung der Judenfrage“.

Gewalt wird auf diesem Hintergrund zum integrierenden Bestandteil des „Konzepts Mann“, das heisst des Ensembles gesellschaftlicher Erwartungen, denen der real existierende Mann unterworfen wird. In Kriegszeiten macht sie ihn zum umjubelten Helden. Der, im ersten Golfkrieg, als Haudegen gefeierte General Schwarzkopf trat nach der (erfolgreichen) „Operation Wüstensturm“ mit folgenden Worten vor die Presse:

„Bei unserem letzten Treffen fragten Sie mich, was wir im Falle eines Krieges tun würden, und ich antwortete Ihnen: ‚Dann werden wir den Irakern in den Hintern treten.‘ Und genauso war’s denn auch.“

Der amtierende US-Präsident George W. Bush liess sich nach dem offiziellen Ende des zweiten Golfkriegs wahlkampfträchtig mit Victory-Zeichen und in Navy-Uniform auf einem Flugzeugträger ablichten.

„Da gab es vier Jahre lang ganze Quadratmeilen Landes, auf denen war der Mord obligatorisch, während er eine halbe Stunde davon entfernt ebenso streng verboten war. Sagte ich Mord? Natürlich Mord. Soldaten sind Mörder.“

Schrieb Kurt Tucholsky unter dem Pseudonym Ignaz Wrobel am 4. August 1931 in der „Weltbühne“. Das Zitat hat seither deutsche Justizgeschichte gemacht. In der aufgebrachten Reaktion gegen den bis heute immer wieder zitierten Satiriker, der – entgegen der gängigen Orwellschen Neusprache, die Armeen mit Begriffen wie Sicherheit, Verteidigung, Befriedung beziehungsweise Intervention in „Heilsarmeen“, Soldaten in liebende Friedenskämpfer verwandelt -, in der Empörung über den, der Soldaten als

Mörder bezeichnet, wird die dem militärischen Friedensalltag eigene Verdrängung sichtbar, die sich oft in sexistischem Sarkasmus entlädt, jene Verdrängung, die das „Wissen um die Präsenz der globalen Mordmaschinerie“, so Hanne-Margret Birckenbach 1989 in der „Zeit“, ins Abstrakte verlegt und den Alltag des Soldaten von jeder konkreten Vorstellung „befreit“, was hier, Handgriff um Handgriff, vorbereitet wird. Mann oder frau erinnere sich nur an die Bilder US-amerikanischer Soldaten, die in automatisierten Abläufen das Scharfmachen von Minute-Man-Raketen absolvieren, in Unkenntnis darüber, ob es sich um eine Übung oder um den Ernstfall handelt.

Dass Soldaten sehr wohl bewusst ist, worauf sie vorbereitet werden, bezeugt ein deutscher Bomberpilot – der, möglicherweise, kurz vor dem Einsatz in Ex-Jugoslawien stand – gegenüber dem ehemaligen Magazin „Tempo“:

„Als die Tornados aus Lechfeld hier ankamen, hatten sie scharfe Waffen dabei, endlich mal scharfe Waffen... Das war ein tolles Gefühl. Dafür haben wir doch jahrelang geübt.“

Der Kern jeder militärischen Ausbildung ist die „Ausbildung zum Töten“, macht Hanne-Margret Birckenbach deutlich. Nur intensive pädagogische Bemühungen machten die Umgestaltung des „normalen Mannes“ zum Soldaten möglich, denn Soldaten müssten auch lernen,

„ihre zivile Orientierung, vor allem das Gewaltverbot, unter bestimmten Bedingungen zu überwinden.“

Das heisst, den oft und gern so genannten „inneren Sauhund“, die Angst vor dem Töten und Getötetwerden, zu besiegen.

Unter dem Titel „Du sollst töten“ schreibt Dan Baum in der „Weltwoche“ Nummer 39 dieses Jahres

„Der Feind ist kein Mensch – er ist das Ziel. So nehmen Militärs ihren Soldaten die Hemmungen abzudrücken. Der Führung ist klar, dass viele Krieger deswegen unter psychischen Schäden leiden. Doch Vorbeugemassnahmen würden die Kampfmoral untergraben.“

Das bestätigt auch der Militärpsychiater Harry Holloway:

„Sobald wir die Frage stellen, wie sich das Töten auf die Soldaten auswirkt, erkennen wir an, dass wir Probleme schaffen, und daraus ergibt sich die Frage, ob das Gute, das wir tun, den von uns verursachten Schaden aufwiegt. Die Armee sagt, wenn wir anfangen, über das Töten zu reden, wird das dazu führen, dass wir eine absolut notwendige Situation pathologisieren.“

Sein Kollege James Marquardt, gemäss Dan Baum während fünfundzwanzig Jahren Chef der Psychiatrischen Abteilung des Veteranen-Krankenhauses in Denver sieht das abgeklärter:

„Man tötet jemanden und fühlt sich schlecht. Was gibt es dazu noch zu sagen?... Die allermeisten Jungs haben doch kein Problem damit, feindliche Soldaten zu töten. Die Ausbildung vermittelt dem durchschnittlichen Soldaten eine Art Schutzschicht. Er kann sich sagen: ‚Ich kämpfe für eine gerechte Sache‘, ‚Ich kämpfe für mein Land, meine Einheit kämpft auch‘, ‚Gott ist auf meiner Seite‘, und braucht als Einzelner also kein schlechtes Gewissen zu haben, das ihn andernfalls plagen würde.“

„Der Mann“ und Soldat aber ist immer bedroht durch die Verführung seines „Schattens“, durch den Deserteur, durch die Verweigerung von Töten und Getötetwerden, durch den banalen Wunsch zu leben. Deshalb gehört der „von der Fahne geht“, zum „Feigling“ wird, sich als „Nicht-Mann“ erweist, in allen Armeen der Welt zu den am härtesten Bestraften.

„Ohne Exekution derer, die sich mitzumachen weigern, kein Krieg.“

Macht der deutsche Schriftsteller Gerhard Zwerenz in seinem Buch „Soldaten sind Mörder – Die Deutschen und der Krieg“ klar.

Männer erweisen sich als „Männer“, indem sie Angst und Mitleid, Erotik und Emotion, alles Unberechenbare, alles Lebendige besiegen. Und so ist denn, in letzter Konsequenz, der Faschist die fürchterlichste Erfüllung des „Konzeptes Mann“. Der Kommandant von Auschwitz Rudolf Höss, der nach dem Zusammenbruch des „Dritten Reiches“ mit seinen vom Stolz des „Tüchtigen“ geprägten Aussagen über die perfekte Organisation der Ermordung und Beseitigung von Millionen dazu beitrug, dass die begangenen Verbrechen gegen die Menschlichkeit nicht länger geleugnet werden konnten, macht in seinen autobiografischen Aufzeichnungen „nur“ überdeutlich, was Mann-Sein in letzter Konsequenz heisst:

„Kalt und herzlos musste ich scheinen, bei Vorgängen, die jedem noch menschlich Empfindenden das Herz im Leibe umdrehen liessen. Ich durfte mich noch nicht einmal abwenden, wenn allzumenschliche Regungen in mir hochstiegen [Nur Frauen und geschlechtslose Memmen sind in dieser Ideologie noch des Menschlichen fähig, Jm], musste kalt zusehen, wie die Mütter mit den lachenden oder weinenden Kindern in die Gaskammer gingen. Einmal waren zwei kleine Kinder so in ihr Spiel vertieft, dass sie sich absolut nicht von ihrer Mutter davon wegweissen lassen wollten... Den um Erbarmen flehenden Blick der Mutter, die bestimmt wusste, was geschieht, werde ich nie vergessen... Alles sah auf mich – ich gab dem diensttuenden Unterführer einen Wink, und er nahm die sich heftig sträubenden Kinder auf die Arme und brachte sie mit der herzerbrechend weinenden Mutter in die Kammer. Ich wäre am liebsten vor Mitleid von der Bildfläche verschwunden – aber, ich durfte nicht die geringste Rührung zeigen. Ich musste alle Vorgänge mitansehen. Ich musste, ob Tag oder Nacht, beim Heranschaffen, beim Verbrennen der Leichen zusehen, musste das Zahnausbrechen, das Haarabschneiden, all das Grausige stundenlang mitansehen... Ich musste dies alles tun – weil ich derjenige war, auf den alle sahen, weil ich allen zeigen musste, dass ich nicht nur Befehle erteilte, die Anordnung traf, sondern auch bereit war, selbst überall dabeizusein, wie ich es von den [von] mir dazu Kommandierten verlangen musste.“

An dieser Stelle haben Sie eine Pause verdient und brauchen diese, vermutlich, auch.

Pause

Die Unfähigkeit zur Trauer – 2. Teil

Gewalt macht Männer. Darauf habe ich vor der Pause am Beispiel des Soldaten und an der auf die Spitze getriebenen Erfüllung des „Konzepts Mann“ in der Figur des Kommandanten von Auschwitz hingewiesen.

In Friedenszeiten verstösst zwar auch „der Mann“ durch die Anwendung von Gewalt gegen Norm und Gesetz, das in immer mehr Ländern neuerdings auch die alltägliche Gewalt gegen Frauen strafrechtlich verfolgt. Zur nachwirkenden Kulturgeschichte patriarchaler Gesellschaften aber gehört integral das Recht „des Mannes“ auf den Körper und damit auf die Züchtigung „seiner Frau“. Auch heute noch wird „der Mann“, der gegen das entmännlichende Gewaltverbot verstösst, zum „wahren Mann“, der die Sprache von Kampf und Gewalt beherrscht, der, sogar in der Gestalt des Serienkillers, die erschauernde Bewunderung des Publikums weckt. Denken Sie beispielsweise nur an die Allmachts-Inszenierung im Film „Das Schweigen der Lämmer“. Der Mann aber, der nicht töten kann, Angst vor der Gewalt hat, der, ganz Christ, nach der linken auch noch die rechte Backe hinhält (oder umgekehrt) – das ist ein lächerliche Figur. Das ist der Nicht-Mann, der, im Gegensatz zum „Ritter Tannhäuser“ von Richard Wagner, der Verführung des „Weibes“ erliegt. David G. Gilmore beschreibt in seinem Buch „Mythos Mann“ Tannhäusers inneren Kampf auf dem „Venusberg“:

„Soll er ein glücklicher, aber passiver Gefangener bleiben, dessen Bedürfnisse augenblicklich von der Göttin und ihren Nymphen und Amouretten erfüllt werden, oder soll er auf all das verzichten und zurückkehren in die sonnenbeschiedene Welt der Konflikte und Gefahren? Nach langem Zögern verzichtet der Held auf die dekadenten Genüsse der allumschlingenden Venus, die ihm die Möglichkeit nehmen würde, ‚ein kühner Streiter‘ in der Welt zu sein. ‚Mein Sehnen drängt zum Kampfe; nicht such’ ich Wonn’ und Lust, oh, Göttin woll’ es fassen, mich drängt es hin zum Tod‘, singt er... Der Ritter hat die ursprüngliche Forderung des Lustprinzips überwunden und der Versuchung widerstanden, in den Armen einer allmächtigen Frau zu versinken, sich in einen kindlichen Kokon des Genusses und der Sicherheit zurückzuziehen.“

Gleich Tannhäuser verlässt auch James Bond, der englische Filmagent 007 mit Tötungslizenz, wenn „die Welt“ ihn ruft, das warme Bett, in dem er, wann immer ihn die grosse Politik lässt, seine Sekundärpotenz unter Beweis stellt. Aber wenn Ihre Majestät seine primäre Kraft braucht, schlüpft er in die immer frisch gebügelte Hose, lässt sich den neusten Zauberstab überreichen und die liebende, vielleicht sogar geliebte Frau zurück, im gewöhnlichen, unmännlichen Leben.

Der 1987 verstorbene Schriftsteller Jörg Fauser feiert die Gewalt des Serienkillers laut „Stern“ als „Ausbruch“ aus der

„genormten Kultur, aus der längst alles getilgt wurde, was Männern einmal Spass gemacht hat: Abenteuer, Leidenschaft, Exzess, Sünde, Todessehnsucht, Killerinstinkt, Gier, Hass, Rausch.“

Und Deborah Cameron und Elisabeth Frazer weisen darauf hin, dass

„Mörder in immer mehr Fällen zum Teil von dem Wunsch motiviert sind, berühmt zu werden, im Fernsehen oder auf der Titelseite der Zeitung zu erscheinen. Er möchte ein Held in der grossen Tradition des Mordens sein.“

Der deutsche Student Tarnberg, der seine Zimmerwirtin umbrachte und zerstückelte, bedauerte nachträglich:

„Wenn nicht diese Sache mit der Wiedervereinigung gewesen wäre, dann wäre meine Tat in erheblich höherem Masse öffentlich besprochen worden.“

Er gibt zu, dass er unbewusst wohl „etwas zeigen und beweisen wollte“, dass er sich mit „dieser brutalen Tat eine Art Identität“, und das konnte nur eine männliche sein, „verschafft habe“. Was er, im Nachhinein, selbst als „gespenstischen Gedanken“ empfand. Gewalt macht Männer, aber auch der Tod.

„Männlichkeit“ - bei einem Indianerstamm in Iowa treffend als das „grosse Unmögliche“ bezeichnet -, ist immer gefährdet, weil bis ins letzte Glied als Allmacht konstruiert. Männliche Grandiosität ist bedroht durch Begrenzung, insbesondere durch den Tod. Im Konzept Mann wird das Todesproblem durch eine magische Gebärde, durch den Vorstoss in grosse und kleine Todeszonen gelöst. Dort, wo seine endgültige Vernichtung droht, zum Beispiel in der Höhle des Löwen, versucht der Mann zum Mann zu werden. Weil er, heil aus der Todeszone zurückkommend, als Sieger über den Tod, als Unverletzlicher erscheint. Weil er, das Leben auf dem Schlachtfeld, im ewigen Eis oder im Weinkeller lassend, zum unsterblichen Helden stilisiert wird.

Zum Beispiel im Hollywoodmärchen „Titanic“:

- Rose, die Frau, überlebt die Katastrophe. Träumt ein Leben lang von ihrer grossen Liebe. Heiratet irgendeine farblose Figur und wird steinalt.
- Cal, der aufgeblasene, rücksichtslose Verlobte, kauft sich einen Platz in den für Frauen und Kinder reservierten Rettungsbooten und kommt davon.
- Jack, der Held, Rose's grosse Liebe, stirbt.

Auf einer Holztüre im Eiswasser treibend, führen Jack und Rose einen Dialog, der ins patriarchale Lehrbuch gehört. „Hör zu, Rose“, stammelt Jack, schon leicht unterkühlt, „du wirst gerettet! Du wirst weiterleben. Und du wirst später einen Haufen Babys kriegen. Du wirst als alte Frau friedlich in einem Bett sterben. Nicht hier! Nicht heute Nacht! Hast du das verstanden? Du musst mir versprechen, dass du überleben wirst. Dass du nicht aufgeben wirst! Und vergiss dieses Versprechen niemals!“ Rose verspricht mit letzter Kraft: „Ich werde es nie vergessen, Jack.“ Das ist das Stichwort für

ihn – er lässt sich entkräftet ins nachtschwarze Meer fallen und ertrinkt. Jack, der Mann und Held, gibt auf und stirbt. Rose aber, die Frau, macht neue Kräfte frei. Greift nach einer Trillerpfeife, macht die Insassinnen und Insassen eines zwischen Toten und Ertrinkenden herumpaddelnden Rettungsbootes auf sich aufmerksam. Und wird aus dem Wasser gefischt.

Wieso hat sie die Pfeife nicht früher benutzt und so auch ihren geliebten Jack vor dem Tod bewahrt? Wieso kann sich Jack, der Mann, nicht auf dem behelfsmässigen Floss halten? Wieso verlassen ihn die Kräfte vor der schwachen Frau, die bei seiner Befreiung unter Deck mindestens so viel Kraft verbraucht hat wie er?

Dass die Trillerpfeife im Mund einer Wasserleiche steckt und Jack sich nur an die Holztüre klammert, mit dem Rest des Körpers aber im Wasser hängt, ist keine hinreichende Erklärung, denn das Ganze ist ja ein Film, die Geschichte ist so inszeniert und entsprechend zu deuten. Die Erklärung liegt denn auch nicht im Bereich des Physischen, sondern des Symbolischen. Jack, der Held, darf nicht vom Ort der Katastrophe in den gemütlichen (weiblichen) Alltag zurückkehren. Denn, so wird es an Cal, dem widerlichen Verlobten von Rose, demonstriert: Nur Feiglinge und Charakterlumpen überleben. An Jack aber wird klargemacht: Nur ein toter Mann ist ein richtiger Mann.

Das kulturelle Konstrukt bringt den realexistierenden Mann in eine heikle Lage. Da sind, zum einen, seine alltäglichen Schwächen und Ängste sowie seine Sterblichkeit, da ist, zum anderen, dieses „Konzept Mann“, an dem er zu zerbrechen droht, weil es, im Grunde, das „Über-Menschliche“ verlangt, das sich, allzu häufig, im „Un-Menschlichen“ zu verwirklichen sucht. Zur Überwindung dieses Grabens greift „der Mann“ nicht selten zum Zauberstab der Gewalt. Denn der macht „den Mann“ scheinbar zum Beherrscher der Unberechenbarkeiten von Liebe und Leben, und wenn es, in Ermangelung der Fähigkeit, Liebe und Leben herzustellen, auch nur die gezielte Herbeiführung des eigenen oder fremden Todes ist. „Jede grosse Liebe“, so Friedrich Nietzsche in „Menschliches, Allzumenschliches“,

„bringt den grausamen Gedanken mit sich, den Gegenstand der Liebe zu töten, damit er ein für allemal dem frevelhaften Spiel des Wechsels entrückt sei; denn vor dem Wechsel graut der Liebe mehr als vor der Vernichtung.“

Genauer - vor dem Wechsel graut „dem Mann“ mehr als vor tödlicher Sicherheit. Der Bewunderung, die der Massenmörder sowohl in Kriegs- als auch in Friedenszeiten mehr oder weniger heimlich genießt, liegt die Illusion zugrunde, er, wenigstens, sei zum Herrn über Leben und Tod, zum „Mann“ geworden.

Dieses Foto zeigt den, vermutlich, knapp vierjährigen Drew, pausbäckig und unbeschwert in die Kamera lachend. Noch weiss er nicht, dass er im März 1998 in seinem Armykleidchen, mit Patschhändchen eine Holzflinte an sich drückend, da sitzen wird, wo sonst amerikanische Präsidenten und Hollywoodstars posieren – auf dem Titelblatt des „Time Magazins“. Zwei, drei Jahre später schaut er, auf einem anderen Familienfoto, schon sehr viel skeptischer unter einem Cowboyhut hervor. Als zweifelte er, ob er je in die Kluft der Männlichkeit hineinwachsen würde. Auch im weissen Westernmantel, den er hinter sich herschleift, den metallenen Doppellauf eines Gewehrs auf den Oberschenkel gestützt und den Munitionsgurt ums Bäuchlein geschnallt, ahnt er noch nicht, dass die Presse nur ein paar Jahre später den kleinen Andrew Golden aus dem privaten Album reissen und aller Welt vorführen wird.

Männer werden nicht als „Männer“ geboren. Sonst wäre die Angst von Männern und Jünglingen nicht so gross, kein „richtiger Mann“ zu sein beziehungsweise zu werden; dann wäre das Mannsein und –werden eine Selbstverständlichkeit und kein „unsicherer oder künstlicher Zustand, den sich“, so David Gilmore, „die Jungen gegen mächtige Widerstände erkämpfen müssen.“

Immer ist die Robe der Männlichkeit dem real existierenden Mann oder Buben zu gross. Machen wir uns nichts vor: Es gibt keine Männer, so wenig wie es einen Wilhelm Tell gegeben hat. Oder einen Winkelried. Für den weitgehend in weiblich dominierten Häusern und Schulen aufwachsenden Knaben bedeutet „Mann sein“ in geschlechterpolaren Gesellschaften in erster Linie – nicht Frau sein. Weil den Buben „kontinuierliche emotionale Vorbilder fehlen, gewinnen kulturelle Bilder von Männlichkeit an Bedeutung“, folgert Tim Rohrmann in seinem Buch „Junge, Junge – Mann o Mann“. Das heisst, nicht die realen Männer mit ihren Stärken, Unzulänglichkeiten und Ängsten, sondern ihre kulturellen Inszenierungen in Literatur, Film, TV, Comics oder im Fantasyland der Kinderspielfiguren werden den Kleinen als Identifikationsobjekte angeboten, weil nur sie der männlichen Grandiosität zu genügen vermögen. Und an dieser wird, obwohl (oder gerade weil) die Väter an ihr gescheitert sind, festgehalten. Dem durchschnittlichen Buben bleibt auf dem Weg vom Knaben zum Mann nur die unsichere Identifikation mit den Masken der Männlichkeit und die Zurückweisung alles Weiblichen. Wenn nötig mit Gewalt beziehungsweise ihrer Gebärde. Gewalt gegen Frauen. Wenn sie Männer zurückweisen oder verlassen. [Andrew Goldens Kollege habe sich auch an einem Mädchen rächen wollen, das Schluss mit ihm gemacht habe, berichten die Medien.] Gewalt gegen Frauen. Wenn sie, umgekehrt, Männern zu nahe kommen. [Vor Jahren strangulierten junge Winterthurer eine Kollegin, weil einem von ihnen deren Avancen lästig waren.] Aber auch Gewalt gegen andere Männer beziehungsweise gegen sich selbst. [Drei Mal mehr Männer als Frauen bringen sich um.]

Denn Gewalt, so der Basler Psychologe Henry Dreifus in der „Zeitschrift für Friedenspolitik FriZ“, sei

„eine ungeheuer demokratische Möglichkeit der sozialen Verwirklichung. Sie steht jedem offen. Und die Wirkung ist sensationell, ja, geradezu magisch.“

Lieber Ausländer und Schwule klopfen, Kinder schlagen und Frauen vergewaltigen, lieber Serienmörder als Schlappschwanz – das ist die Botschaft kultureller Inszenierungen von Männlichkeit.

Gerade, weil der kleine biologische Unterschied gesellschaftlich überhöht wird, ist männliche (und womöglich auch weibliche) Identität so brüchig. Droht „dem Mann“ – wegen der Unmöglichkeit, das gloriose „Konzept Mann“ einzulösen – permanent der Absturz ins Weibliche, Schwule, Nicht-Männliche, ins Nichts. Gegen diese klassischen Bedrohungen männlicher Identität wird lebenslänglich mit mörderischem und selbstmörderischem Heldenmut angekämpft. Männer phällen oder phallen. „Ohne Gewissensbisse töten und ohne Angst sterben“, bringt es Kody, das Mitglied einer Strassengang in Los Angeles, auf den Punkt und fährt fort:

„wurden zu meiner Familie, die älteren zu Ersatzvätern. Sie gratulierten mir jedesmal, wenn ich auf jemanden geschossen hatte, jedesmal, wenn ich der Gang eine neue Waffe organisiert hatte. Zu Hause wurde ich zusammengeschissen, weil ich den Müll nicht rausgebracht hatte. Den Müll. Kapierte Mom denn nicht, wer ich war?“

Hier wird das patriarchale „Konzept Mann“ deutlich sichtbar. Es ist gekennzeichnet durch die gewaltsame Abgrenzung vom weiblich besetzten Haus, von der durch die Mutter verkörperten Geringschätzung männlicher Grandiosität und der ebenfalls aufs Weibliche projizierten Banalität des Lebens – Müll eben.

Auch der kleine Andrew Golden schafft es im April 1998, gerade mal elfjährig, sein Kostüm „auszufüllen“. Er erschießt mit seinem dreizehnjährigen Mitschüler Mitchell Johnson in Jonesboro, Arkansas, vier Schülerinnen und eine Lehrerin. Sein Bild geht um die Welt. Politiker bedauern, dass die Todesschützen nicht wie erwachsene Männer abgeurteilt werden können. Andrew Golden ist zum ernstzunehmenden Mann geworden. Und Grossvater Golden, in dessen Waffenschrank sich die beiden Buben bedient haben, gibt in seinem Garten eine Pressekonferenz, an der er, so Michael Schwelien in der „Zeit“, mit „unverhohlenem Stolz auf das jägerische Geschick seines Enkels“ erklärt:

„Mir tut jeder leid, der ihm näher als zweihundert Yards vor die Flinte kommt.“

Wer hätte da noch Angst davor, wer dürfte, bei solchen Grossvätern, noch darauf hoffen, dass Männer, irgendwann, ganz gewöhnliche Menschen werden, die, wie im gleichnamigen Märchen, das Fürchten lernen.

Frauen reden. Männer handeln. Ein Feigling, wer vor den grossen Problemen und dem Nein der Begehrten kapituliert. „Der Mann“ kennt kein Nein. Der bereits erwähnte Tarnberg, der seine Schlumtermutter umbrachte, erklärte später:

„Nur immer reden und nicht handeln, macht depressiv.“

Macht insbesondere Männer depressiv und unruhig. Sie halten weder Untätigkeit noch Stille aus, weil sie durch die Leere, um es verkürzt zu formulieren, mit dem Tod, der Endlichkeit, konfrontiert sind. „Der Mann“ muss auf jede Situation reagieren, immer aktiv sein. Und wenn dabei Menschenleben vernichtet werden. Nach der Ermordung Tausender „Unschuldiger“ im World Trade Center erklärte „der Präsident“, wie er auch in Europa genannt wird, der „Achse des Bösen“ und ihren „schuldigen“ Völkern den Krieg. Statt angesichts des drohenden Konkurses, der aussichtslosen Liebe, des nicht mehr wieder gut zu machenden eigenen Verschuldens zu verzweifeln oder Hilfe zu holen, mordet der Amokläufer, bringt sich der ehrenwerte Mann selber um – alles untaugliche Versuche, männliche Omnipotenz, ausgerechnet in der Stunde der Ohnmacht, (wieder) herzustellen. Hauptsache – man handelt. Gewalt – das ist auch die Unfähigkeit zur Trauer. Statt die unerwiderte oder beendete Liebe, die nicht eingelösten Hoffnungen und Utopien, die anhaltende Not und Unterdrückung, den Graben zwischen Traum und Wirklichkeit zu beklagen und zu beweinen, ohne in Resignation, das heisst Selbstentwertung und Gewalt gegen sich selbst beziehungsweise Hass und Gewalt gegen andere zu verfallen, greift „der Mann“ zum Zauberstab der Gewalt. Die Stunde der Katastrophe ist für ihn die Stunde der Bewährung. Vater George Bush hielt bei einem Trauergottesdienst nach „nine, eleven“ die Hand seines Sohnes. Jetzt musst du stark sein, mein Sohn. Sagte die Hand des Golfkriegers a. D. Das ist die Gelegenheit, ein grosser Präsident, ein Mann zu werden.

In Krisensituationen zeigen sich die Erwartungen an Männlichkeit besonders deutlich, da sind starke, da sind harte Männer gefragt.

„...Die russischen Bürger reagieren nur auf zwei Dinge: auf das, was sie persönlich betrifft wie Sozial- oder Kommunalreformen; und auf alle Anzeichen dafür, dass die Führung die Kontrolle verliert. Deshalb demonstrieren die Machthaber ihre Stärke. Das beruhigt die Bürger und erhöht das Rating der russischen Führung“,

erklärt die russische Soziologin Olga Kryschtanowskaja nach der „Befreiung“ von Beslan im September dieses Jahres, die Hunderte von Geiseln das Leben gekostet hat. Präsident Putin räumte Fehler ein:

„Wir haben Schwäche gezeigt, und Schwache werden geschlagen.“

Männerworte.

Allerdings:

„Das Terrorkommando bestand aus Männern und Frauen.“

Notiert die „Neue Zürcher Zeitung“ am 2. September. Die „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ erinnert am gleichen Tag an die so genannt „schwarzen Witwen“. Drei von ihnen werden für die kürzlich in die Luft gesprengten russischen Flugzeuge und das Selbstmordattentat auf die Metro-Station Ryschskaja verantwortlich gemacht.

„Hunderte Menschen sind in den vergangenen Jahren in Russland durch die Attentate von Tschetscheninnen gestorben, die sich in Zügen, an Bushaltestellen, in Metro-Stationen und in mit Sprengstoff beladenen Lastwagen in die Luft gesprengt haben – nun auch in Flugzeugen. Bekannt wurden diese Frauen, als 19 von ihnen an der Geiselnahme von mehr als 900 Theaterzuschauern im Moskauer Musical ‚Nord-Ost‘ im Oktober 2002 beteiligt waren. Damals taufte man sie ‚Schwarze Witwen‘, nach ihrer Kleidung und danach, dass sie Männer, Söhne und Brüder rächen wollten, die von den Russen in Tschetschenien getötet worden waren.“

Wir werden noch härter zurückschlagen. Kündigt Putin an. Das ist, weltweit, das ewige Gebet des starken Mannes. Auch im Irak.

Auch dieses Bild ist um die Welt gegangen. Das Bild der US-amerikanischen Soldatin Lynndie England, das die ihren Enkeln in Jahrzehnten noch wird erklären müssen. Das Bild einer jungen Frau, mit T-Shirt und in modisch gewordenen Tarnhosen, einen nackten irakischen Gefangenen an der Hundeleine zerrend. Das Bild beklemmt. Weil es daran erinnert, dass Friedfertigkeit und Respektierung von Menschenrechten nur dünner Firnis sind, unter dem Menschenverachtung und Folter, Demütigung und Gewalt lauern. Weil es deutlich macht, dass all das nicht „un-amerikanisch“, „unmenschlich“, ja, nicht einmal „un-weiblich“ ist.

Weshalb ist gerade dieses Bild von Redaktoren und Redaktorinnen so oft ausgewählt worden? Weil es „die Männer“ vom Kollektivverdacht der Gewalttätigkeit entlastet? Weil „unter Medienaspekten die Frau als Täterin das Unerwartete“ ist, „also stärker“ wirkt? Wie die deutsche Soziologin Karen Gabbert in einem Interview mit der „Tageszeitung“ am 12. Mai dieses Jahres erklärt. Gewalt als das Frauenmögliche – geschäftstüchtige Medieninszenierung oder patriarchale Propaganda? „Ist die Schwelle zur Gewalt nach einer traditionellen Mädchenerziehung nicht doch höher?“, fragt die „Tageszeitung“ und wird von Gabbert des letzten Quäntchens Hoffnung beraubt:

„Das ist meiner Meinung nach Quatsch. Männer unterliegen öfter Bedingungen, die Gewalt hervorrufen können. Wenn Frauen diesen Bedingungen auch ausgesetzt werden, handeln sie genauso.“

Eine Vorstellung, die den meisten von uns, Frauen und Männern, zutiefst widerstrebt. Elisabeth Badinter zitiert in ihrem neusten Buch „Die Wiederentdeckung der Gleichheit“ die Philosophin Monique Canto-Sperber, die ihre Verwunderung über das Selbstmordattentat einer Palästinensinerin ergründet:

„Liegt es daran, dass ich mir eine Gewalt, die sich unterschiedslos gegen andere wie gegen das eigene Selbst richtet, bei einer Frau nur schwer vorstellen kann? Stelle ich mir vor, dass eine Frau mehr Mitleid für das konkrete Leid ihrer Opfer empfindet als ein Mann? Oder glaube ich, dass Frauen realistischer sind, weniger fanatisch, weniger anfällig für den Rausch der ‚gerechten Sache‘?“

Die Genderperspektive, das heisst, die Beschreibung und Analyse der Wirklichkeit entlang der gesellschaftlich hervorgebrachten Geschlechterdifferenz, die Genderperspektive hat, wie jedes Modell, blinde Flecken. Gerade weil das Konzept Gender davon ausgeht, dass Männer zu „Männern“, Frauen zu „Frauen“ gemacht werden, verführt es uns dazu, Frauen nur als „Frauen“, Männer nur als „Männer“ zu erkennen, wenn sie kulturellen Männlichkeits- und Weiblichkeitsvorstellungen entsprechen. Das Modell im Kopf kann zum Brett vor dem Kopf werden, das uns „den Mann“ nur als Täter, „die Frau“ bloss als Opfer sehen lässt. Begünstigt wird diese selektive Wahrnehmung durch den von Marek Fuchs und Jens Luedtke in ihrem Beitrag „Weibliche Jugendgewalt“ im bereits erwähnten Buch „Devianz“ beschriebenen Umstand, dass weibliche Jugendliche Gewalt weniger im öffentlichen, mehr im privaten Raum ausübten und

„gegenüber Täterinnen eine relativ geringere Anzeigebereitschaft Geschädigter und eine geringere Verfolgungsbereitschaft der Kontrollinstanzen“

bestünde. Das war übrigens schon im Urnerland des 19. Jahrhunderts so. Gewalttätigkeit von Frauen taucht, so die auch schon zitierte Claudia Töngi, weit seltener in Kriminalstatistiken auf als jene von Männern. Einerseits, weil „Frauen ihre Auseinandersetzungen seltener vor Gericht brachten als Männer.“ Andererseits weil das ausschliesslich männliche Gericht solche „Weiberaffaires“ als „Bagatellsache“ abtat und „richtige“ Gewalt nicht mit Weiblichkeit verband. Männlichkeit, schreibt Claudia Töngi:

„war durch übermässige Gewalt nicht zu gefährden oder in Frage zu stellen. Männlichkeit wurde auf andere Weise brüchig: wenn man einer Auseinandersetzung auswich und seine Ehre nicht verteidigte, war dies schädlicher, als wenn man in einem Schlagabtausch unterlag... Wurden aber Frauen gewalttätig, so liefen sie sehr schnell Gefahr, damit die Geschlechtergrenzen zu verletzen. Vor Gericht existierte für sie nur eine Position, in welcher sie sich konform zu den gültigen Weiblichkeitsvorstellungen verhalten konnten: jene des Opfers. Konnte diese Rolle nicht konsequent eingehalten werden, wurden Frauen schnell zum Mannweib, zur Verführerin oder zu einer Gefahr für das häusliche Machtgefüge...“

Da wird ein auch heute noch wirksames Paradox deutlich: Frauengewalt wird sowohl zur Sensation als auch unsichtbar gemacht. Die gewalttätige Frau fällt zwar als das Unerwartete stärker auf als der gewalttätige Mann, aber sie wird, weil es den Geschlechterkonzepten widerspricht, letztlich nicht als „Frau“ wahrgenommen. „Tatsächlich aber“, schreibt Arne Hoffmann in der Zeitschrift „Psychoscope“,

„geht körperliche Gewalt in der Partnerschaft zum überwiegenden Teil von Frauen aus, nicht von Männern.“

Dies sei das Ergebnis einer Vielzahl von Studien. Im „Magazin“ vom 15. März 2003 wird eine Untersuchung aus Deutschland zitiert, die

„besagt, dass auf zehn verprügelte Frauen neun misshandelte Männer kommen.“

Im April dieses Jahres weist die „Sonntagszeitung“ darauf hin, dass die Statistiken verschiedener Schweizer Kantone „Erstaunliches“ zeige:

„Die Zahl der Frauen als Täterinnen ist höher als erwartet. Im Kanton St. Gallen wurden beispielsweise von 135 Straftaten 47 von Frauen verübt. Das macht einen Frauenanteil von 34 Prozent. In den Kantonen Zürich und Baselland sowie in der Stadt Bern liegt der Anteil zwischen 13 und 22 Prozent. Der Kanton Baselland hat die Zahlen bereits 2002 separat erfasst und kann deshalb vergleichen: ‚Wir sehen eine deutliche Zunahme der Gewaltbereitschaft der Frauen‘, stellt Hauptinspektor Kurt Otter von der Polizei Basel-Landschaft fest.“

Reaktionäre Männerpropaganda? Gefälschte Statistiken? Oder ernstzunehmende Beiträge zur Beschreibung gesellschaftlicher Wirklichkeit, die unseren Geschlechtervorstellungen widersprechen?

Die Soziologinnen Daniela Gloor und Hanna Meier von „Social Insight“ versuchen in einem Beitrag für die Schriftenreihe „Die Praxis des Familienrechts“ Licht in die heikle Debatte zu bringen und stellen als erstes fest, Männer seien überwiegend Opfer ausserhäuslicher Gewalt und Opfer von Männergewalt.

Für den irritierenden Umstand, dass bei häuslicher Gewalt die einen Studien bezüglich Täterschaft Geschlechtersymmetrie, die anderen Geschlechterasymmetrie „beweisen“, entwickeln sie folgende Erklärung:

„Zwar ist immer von ‚Gewalt‘ die Rede, angesprochen und untersucht werden jedoch zwei ganz verschiedene Problemsituationen. Wir beschreiben sie ... mit ‚Gewalt als spontanes Konfliktverhalten‘, das es zu unterscheiden gilt von ‚systematischem Gewalt- und Kontrollverhalten‘.“

Gewalt als „spontanes, situatives Verhalten bei Konflikten“ werde von beiden Geschlechtern in „ähnlich hohen Raten“ angewandt, allerdings mit ungleich schweren Verletzungsfolgen. Demgegenüber werde systematisches Gewalt- und Kontrollverhalten deutlich mehr von Männern praktiziert.

Wo Interpretationen der Wirklichkeit und andere Wahrheiten nicht abschliessend geklärt werden können, bleibt nur die Testfrage, welches Interesse hinter der Bereitschaft steckt, das eine für Realität, das andere für Propaganda zu halten. Wer will „die Frau“ als Opfer, wer will sie als Täterin sehen? Wer will „den Mann“ als Opfer, wer will ihn als Täter übersehen? Wer will die Beschreibung von Welt so weit differenzieren, bis die Realität weichgespült und die Wirklichkeit ihres „harten Kerns“ – Männer sind mehr Täter und Opfer körperlicher Gewalt als Frauen – beraubt ist?

Die Erinnerung an eine eigene, viele Jahre zurückliegende Erfahrung: Während einer öffentlichen Lesung mit einer ehemaligen Freundin gab mir diese hinter der Bühne eine Ohrfeige. Was nicht im Programm stand. Nach der Vorstellung kam ein guter Freund entrüstet auf mich zu, wie ich dazu käme, meine Freundin zu schlagen. Er fiel denselben Geschlechterinszenierungen zum Opfer wie die Angestellten in Restaurants, die mir regelmässig den von meiner Freundin bestellten Wein servieren. Gewalt macht eine Frau nicht zur „Frau“. Gewalt macht sie zum „Mann“. Umgekehrt wird „der Mann“ als Opfer zur „Frau“.

Als vor einiger Zeit in einer von mir geleiteten Männergruppe der Mann als Opfer Thema wurde, verlief das Gespräch anschliessend an eine Meditation – in der ich die Männer gebeten hatte, sich an Situationen zu erinnern, in denen sie Opfer von Gewalt geworden waren – eigentümlich schleppend, geradezu wortkarg. Immer wieder fiel, wenn doch geredet wurde, das Wort „Scham“. Männer, denen als Kinder oder Erwachsene Gewalt widerfahren war, schämten sich dafür. Ganz besonders wenn diese, allenfalls sogar sexuelle Gewalt von einer Frau ausging. Einer der Männer erklärte schliesslich, es würde ihm viel leichter fallen, über Situationen zu sprechen, in denen er selbst Gewalt ausgeübt habe.

Dass Frauen „den Mann“ eher als Täter denn als Opfer wahrnehmen, ist verständlich – zum einen sind sie (häufig) Opfer realer männlicher Gewalt, zum anderen dient die Stilisierung des „bösen Mannes“ der Stärkung des idealisierten (weiblichen) Selbstentwurfes. Aber warum sehen sich auch Männer selbst lieber als „böse Männer“ denn als „gute“ oder „nette“? Die Antwort ist einfach: Es erhält die Männlichkeit.

„Entweder ist jemand ein Opfer oder er ist ein Mann.
Beide Begriffe werden als unvereinbar gedacht“,

bringt der Sozialwissenschaftler Hans Joachim Lenz das „kulturelle Paradox“ in der Zeitschrift „männer.be“ auf den Punkt. Der Mann, der geschlagen wird (und nicht zurückschlägt), erscheint weniger als Opfer denn als lächerliche Figur. Penis in Plüsch, eben. Der Geschlagene oder Hilflose wird nicht als „Mann“, sondern als „feiges Weib“

wahrgenommen. So können Vorurteile wider die Realität aufrecht erhalten werden, denn alle, die dem Vorurteil widersprechen, werden gar nicht als jüdisch, homosexuell oder eben männlich wahrgenommen, bis am Schluss nur noch einer übrig bleibt: James Bond.

Ist Gewalt, wie so Vieles, nur eine Frage der Gelegenheit? Die Frage, weshalb sie das trotzende Kind, aber nicht den nervenden Chef schlügen, beantworten die meisten pragmatisch: „Der würde mich glatt rausschmeissen.“ Niemand marschiert in den USA ein, um Atom- oder Biowaffen zu beseitigen. Sind Frauen nicht aus Einsicht weniger gewaltdtätig als Männer, sondern weil sie, vermutlich zu Recht, den harten Gegenschlag fürchten? Weil sie sich, der Biologie und dem kulturellen Geschlechterkonzept gehorchend, als schwächer empfinden? Weil ihnen der Staat noch nie das Recht auf körperliche Züchtigung „des Mannes“ zugestanden hat? Oder ist Gewalt das letzte Refugium männlicher Macht, das in Fernseh- und Kinofilmen mehr und mehr geknackt wird?

Die „gnadenlose Braut ‚Black Mamba‘“ wütet in „Kill Bill“ mit ihrem Samurai-Schwert derart unter ihren Gegnerinnen und Gegnern, dass Carla S. Reissmann in einer Filmbesprechung der „Deutschen Presseagentur“ das Blut nicht nur fließen, sondern in „hohen Fontänen aus abgeschlagenen Gliedmassen, Rümpfen und Köpfen“ spritzen sieht.

Ist die auch von Männern betriebene Stilisierung „der Frau“ als „Friedfertige“ nur eine hinterhältige Umarmungsgeste wie, damals, das Argument gegen das Frauenstimmrecht, Frauen seien „zu gut“ für den politischen Sumpf? Werden Frauen, wenn ihre Befreiung dereinst abgeschlossen, ihrerseits und ohne Skrupel zum Zauberstab der Gewalt greifen? Weil Befreiung in patriarchalen Verhältnissen immer noch eine Befreiung auf „den Mann“ hin ist? Heisst es am Ende: Gewalt macht Menschen?

Oder stärkt Lynndie England, so zynisch es klingt, die Utopie der Gleichheit? Weil sie deutlich macht: Das Menschenmögliche ist auch das Frauen, ist das beiden Geschlechtern Mögliche. Und weil das Menschenmögliche nicht nur Gewalt und Menschenverachtung, sondern gleichermassen Friedfertigkeit und Respekt gegenüber allem Lebendigen enthält, ist Letzteres, utopisch gesehen und konsequenterweise, auch das Männern Mögliche, obwohl diese, bisher, zweifellos häufiger zum Zauberstab der Gewalt gegriffen haben und noch immer greifen als Frauen. Wenn es gelänge, das Alptraumpaar Männlichkeit und Gewalt zu trennen, mehr noch, das „Konzept Mann“, dem sich auch real existierende Frauen zu unterwerfen drohen, wenn die Überwindung von Geschlechterkonzepten schlechthin Realität würde, könnten Männer und Frauen vielleicht doch noch zu „Menschen“ werden.

Wo „der Mann“ (und „die Frau“) zum „Menschen“, das heisst, zum freien Individuum wird, da gibt es keinen festen Zugehörigkeiten mehr, da ist nicht klar, was „ein Mann“ und was „eine Frau“, aber auch nicht, was „ein Mensch“ ist. Die Utopie „des Menschen“ darf nicht als neues Korsett entworfen werden, sondern als zwar begrenzte und unzulängliche Vielfalt, die nicht mehr mit verengten Konzepten wie „Mann“ oder „Frau“ operiert. „Der Mensch“ als das nicht Festgelegte, das jede und jeden in notwendiger Begrenztheit – nicht „Unvollständigkeit“, weil es gar kein Konzept der normierenden „Vollständigkeit“ gäbe – als „Gleichen“ und „Gleiche“ akzeptiert.

In solcher Zukunft würden „die Menschen“ zu Individuen, die sich alle gleich und fremd zugleich sind. Die vielbesungene Geschlechterpolarität, die eine durch Klischees und feste Rollenzuschreibungen konstruierte ist, würde ersetzt durch das Spannungsfeld zwischen Individuen, denen keines der bekannten Stereotype – Schweizer, Kurdin, Mann, Frau – mehr übergestülpt würde. Das Individuum würde zur „terra incognita“, zur unbekanntem Welt.

Die Desertion aus den Rollen des Geschlechts – und im Gedenken an Romeo und Julia verwende ich dieses Wort in seiner ganzen Mehrdeutigkeit -, das Ablegen der Uniformen des Geschlechts ermöglicht erst das Erkennen des unbekanntem Individuums. Das Individuum würde zur Tänzerin, der über Grenzen hüpfte, offen, ob es einen „Mann“ oder eine „Frau“, als „Homosexueller“ oder „Transsexuelle“ liebt. Die Frage ist nicht, wie immer wieder drohend an die Wand gemalt, ob die Auflösung der Geschlechter unerotische Spannungslosigkeit hinterliesse, weil wir alle einander gleich, in eine Norm „Mensch“ gepresst würden. Die Frage ist, ob wir die Spannung aushalten würden, alle anders zu sein, keine und keiner dem oder der anderen gleich, niemand unter ihres- oder seinesgleichen.

Die Frage ist, ob wir bereit sind uns dieser irritierenden, spannungsgeladenen Fremdheit des Individuums auszuliefern, der Neugier auf die oder den Fremden nachzugeben, ohne ihm oder ihr das vertraute Bild – „Mann“, „Frau“ – überzustülpen und damit die gefährliche Individualität, die nichts für „richtig“ oder „falsch“ erklärt, wieder zu verhüllen. Dann würde „der Mensch“ dem Menschen „ein Mensch“ und die Liebe, was sie immer war – unberechenbar.

Nach Auschwitz begannen Theologinnen und Theologen Gott als einen Hilflosen zu denken, der gegen den menschengemachten Massenmord nichts auszurichten vermochte. Vielleicht müssten wir uns auch diesen utopischen Menschen als einen Hilflosen, wenn auch nicht als eine Tatenlose, vorstellen. Wo getrauert statt zurückgeschlagen, wo Feigheit statt Härte gelobt wird, da müssen sich Menschen keine Märchen von Gewaltlosigkeit und Frieden mehr anhören.

Fällanden, 18. Oktober 2004

Hinweis:

Jürgmeier: Der Mann, dem die Welt zu gross wurde – Variationen zur letzten Aussicht,
Nürnberg: Lectura-Verlag, 2001 – ISBN 3-934772-35-8, 355 Seiten, Fr. 30.-

„Die Texte, die Jürgmeier in diesem Band versammelt: brillante Essays und Kolumnen, ‚verdichtet‘ mit Erzählungen und Gedichten, haben ebenso Beklemmendes wie Befreiendes. Das ist kein Widerspruch, Befreiung beginnt mit der *Aufklärung*, die das, was ist, auf den Begriff bringt. Der Autor weiss: Aufklärung ist das Gegenteil der ‚Höflichkeit‘, die ‚es für ‚unziemlich‘ erklärt, die Wirklichkeit beim Namen, die Reichen reich und die Mächtigen mächtig zu nennen‘. Diese Aufklärung prägt die Arbeit von Jürgmeier, der dabei so gar keine Angst hat, bürgerlich unmöglich zu werden...

Noch nie habe ich Texte von einem Mann gelesen, die eine so scharfsinnige, scharfsichtige und engagierte Kritik am ‚Konzept Mann‘ enthalten, an diesem ‚Versuch, alles unter Kontrolle zu bekommen‘, auch das ‚Unkontrollierbare schlechthin, Sexualität und Tod‘. Jürgmeier weist das ‚Konzept Mann‘ an immer neuen Beispielen nach, von der männlich dominierten Kriminalität, zu der auch die Kriege zählen, bis zu seiner ‚radikalsten und grauenhaftesten Erfüllung‘ im Faschismus. Umso schlimmer, wenn gerade heute ‚die Sehnsüchte nach dem starken Mann‘ wiederkehren...

Jürgmeiers Kritik ist nie selbstgefällig, sondern Ausdruck einer Sehnsucht nach Harmonie, vor allem zwischen den Geschlechtern. Er werde ‚immer wieder den Graben zwischen Wirklichkeit und Vision aufreissen‘, lesen wir in der ergreifenden Abdankungsrede für den Vater. die Vision – das wäre die ‚Desertion‘, in der die ‚Liebe tatsächlich die Gräben des Geschlechts und der Klassen‘ überwinden würde, oder die Utopie, dass der Mensch dem Menschen ein Mensch sei‘...“ *Willy Spieler, Neue Wege*

„...Oft ausgehend von einer alltäglichen Beobachtung, entwirft er eine Welt- und Weitsicht, die von einer patriarchatskritischen und Männer reflektierten Perspektive zeugt; Zugänge eröffnend, die die herkömmlichen, auch gewohnten Sichtweisen irritieren, die feministisch engagierte Frauen nachdenklich und männerbewusste Männer herausfordern können. Jürgmeier beschreibt den Alltag und seine Utopien – und zwar gleichermaßen mit spitzer Feder und Humor, mit knallharten Facts und gefühlvollen Reflexionen, mit einer herzhaften Prise Moral (ohne jedoch zu moralisieren) und einer wahrnehmbaren Zuneigung zu den Menschen, die er – fiktiv oder real – zu seinen ‚Helden‘ macht. Ein sinnliches Lesevergnügen!“ *Lisa Schmuckli, Rote Revue*

Jürgmeier – Staatsfeinde oder SchwarzundWeiss. Eine literarische Reportage aus dem Kalten Krieg. –
Zürich, Chronos-Verlag, 2002, ISBN 2-0340-0553-9, 280 S., Fr. 38.-

„Jürgmeier gelingt in diesem Buch, um das Wichtigste vorwegzunehmen, eine Form von Geschichtsschreibung, die Inhalte, deren Vergessengehen von gewissen Kreisen eigentlich vorgesehen war, in ein hoffentlich breites öffentliches Gedächtnis rettet... die sehr individuellen Geschichten der wenigen Männer und Frauen, die in den Jahren, die anhand ihrer Fichen-Registrierung in diesem Buch festgehalten werden und die biographisch, wenn überhaupt, dann höchstens sehr vermittelt miteinander etwas zu tun hatten, für eine(n) LeserIn auf äusserst spannende Weise zu etwas werden, was ich den ‚Roman‘, den ‚wirklichen‘, einer ganzen Zeit, der Zeit hier zu Lande während des Kalten Krieges, auch nennen könnte, ohne damit den hochdokumentarischen Wert des Textes schmälern zu wollen...“ *Manfred Züfle, Vorwort*

„...Wenn das Arrangement und die Mischgattung mitsamt der selbstreflexiven Rahmenerzählung ‚SchwarzundWeiss‘ Fragen hinterlassen mögen, verfolgt man doch fasziniert und oft überrascht, wie sich die Lebensläufe entwickeln, wie Ideale und Engagements, Fehlgläubigkeiten und Schwächen plastisch werden...“ *C.W., Neue Zürcher Zeitung*

„...Wäre das Buch über die ‚Staatsfeinde‘ reine Dokumentation, hätte ich es vielleicht überflogen, aber kaum von A bis Z mit Interesse verschlungen...“ *Hans Steiger, P.S.*

Zu beziehen bei: Jürgmeier – Letzacherstr. 12 – 8117 Fällanden
juergmeier@wort.ch - www.wort.ch oder im Buchhandel